



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur Ästhetik des Naturalismus.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

in meiner Hochachtung vor der mühevollen und segensreichen Arbeit des Lehrers hinter niemand zurückzutreten, anderseits in der Überzeugung, daß die erwähnten Übelstände zwar nicht die Regel bilden, aber doch recht häufigen Erfahrungen entsprechen.

Am wenigsten möchte ich den einzelnen Lehrer für den Unverstand im Religionsunterricht verantwortlich machen: hier walten höhere Mächte, denen Lehrer und Eltern meistens machtlos gegenüberstehen. Wie bedenklich es ist, durch einseitige Betonung eines religiösen Standpunktes im Schulunterricht kleiner Kinder den überzeugten Widerspruch der Eltern herauszufordern, liegt auf der Hand. Es ist natürlich nicht leicht, diese Klippe zu vermeiden, denn auch hier heißt es: So viel Köpfe, so viel Sinne, und es wird unmöglich sein, es allen recht zu machen. Der richtige Weg scheint mir in einer weisen Beschränkung gegeben zu sein. Jedenfalls sollten Einseitigkeiten und Ausschreitungen unterbleiben, wie ich sie oben in einigen Beispielen angedeutet habe.

Jedes Staatsgesetz hat Anspruch auf unsern vollen Respekt. Wo es aber mit zwingender Gewalt uns Lasten auferlegt, wird es nur dann seine segensreiche Wirksamkeit ganz entfalten können, wenn es sich dauernd auch der Sympathie des Volkes zu erfreuen hat. Dies gilt vom Heere und — von der Schule.



Zur Ästhetik des Naturalismus.



Es ist vielleicht ein gutes und günstiges Zeichen, daß der Naturalismus, obgleich er nach wie vor mit dem ganzen Fanatismus eines neuen Glaubens auftritt, und zwar eines solchen, der die Welt mit Feuer und Schwert unterwerfen und hundert alexandrinische Bibliotheken für eine verbrennen möchte, doch für notwendig oder wenigstens ersprießlich erachtet, an die Stelle der bloßen Drohungen und prahlerischen Zukunftsverheißungen einige Auseinandersetzungen, ja eine Art von Verständigung treten zu lassen. Und auch das kann als charakteristisch gelten, daß diejenigen, welche diese Auseinandersetzungen unternehmen, den Gebrauch des Wortes „naturalistisch“ scheuen und von einer realistischen Ästhetik, einer realistischen Poesie sprechen. Gemeint ist aber damit, wenigstens bei dem ersten Schriftsteller, der, wie von vornherein zugestanden sei, mit anständiger Polemik, in anständigem Vortrag über diese Dinge spricht, nicht das, was wir poetischen Realismus nennen, was alle große und echte Poesie längst besessen

hat, was keine, auch bei den kühnsten Flügen des Gedankens und dem höchsten Schwunge der Stimmung, je entbehren kann; gemeint ist in der Schrift, welche wir hier im Auge haben: Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie, Prolegomena zu einer realistischen Ästhetik von Wilhelm Bölsche (Leipzig, Carl Reißner, 1887), sobald man genauer zusieht, nur das, was als „naturalistische“ Richtung in Zola und Ibsen, in den Goncourts und ihren nordischen Schülern zu Tage tritt.

Als wir diese „Prolegomena“ einigemal durchgelesen hatten (sie verdienen es wohl), fühlten wir uns lebhaft an eine Stelle Macaulays erinnert. Sie findet sich im siebzehnten Kapitel seiner Geschichte von England und erörtert, daß der Gründer der Quäker, George Fox, einige Konvertiten gemacht habe, „denen er mit Ausnahme der Kraft seiner Überzeugung in allen Dingen unermesslich untergeordnet war. Durch diese Neubekehrten wurden seine rohen Lehren in eine Form gefeilt, welche etwas weniger abschreckend für den gesunden Verstand und den guten Geschmack war. Keiner der von ihm aufgestellten Sätze ward widerrufen, keine unschickliche oder lächerliche Handlung, welche Fox vollbracht oder gebilligt hatte, ward verurteilt; aber was an seinen Theorien und Handlungen in plumper Weise abgeschmückt war, ward gemildert oder wenigstens nicht dem Publikum aufgedrängt.“

Sollen wir diese Charakteristik ohne weiteres auf den naturalistischen oder, wie er sich selbst nennt, realistischen Ästhetiker anwenden, welcher mit so edler Pietät für unsere große Literatur, mit so reinem Wunsche, aufklärend, verständigend, versöhnend zu wirken, vor dem Publikum erscheint? Wer auf gut Glück gewisse Sätze der Schrift „Die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie“ herausgreift, wie: „Eine realistische Dichtung ganz ohne Ideal, das ist mir etwas Unverständliches. Im Märchen mag gelegentlich alles schwarz sein. Im Leben giebt es dunkle Sterne und dunkle Menschenherzen. Aber um den finstern Bruder, mit dem ihn am Himmel das Gesetz der Schwere verkettet, kreist der helle Sirius — neben den kranken Seelen wandeln gesunde. Wer die Welt schildern will, wie sie ist, wird sich dem nicht verschließen dürfen“ oder: „Gerade den jüngeren, die jetzt so viel Lärm schlagen, kann nicht genug ans Herz gelegt werden, daß Realisten sein nicht heißen darf, die Fühlung mit den großen Traditionen unserer Literatur verlieren. Vor allem: vergeßt nicht, daß ihr der deutschen Literatur angehört, daß hinter euch Goethe und Schiller stehen“ — dem lacht vielleicht das Herz, und jedenfalls hat er zunächst die Genugthuung, daß gesundes Gefühl und gesunde Einsicht nicht überall vom sensationshungrigen Humbug aufgefressen worden sind.

Leider aber sind Sätze wie die angeführten keine Gewähr für den Geist und Inhalt der „Prolegomena.“ Wir glauben dem Verfasser aufs Wort, daß diese und ähnliche Darlegungen keine Aushängeschilder, sondern seine — ja wie sollen wir's nennen — seine Nebenmeinung, seine Supplementärüberzeugung

sind. In der Hauptsache erweist sich aber die Schrift als ein neuer Versuch, den Begriff einer nicht wissenschaftlichen, aber von der Wissenschaft abhängenden Poesie unserm Publikum geläufig zu machen und Herrn Emil Zola (vor dessen künstlerischen und bessern literarischen Eigenschaften wir unsre Hochachtung oft genug bezeugt haben, um uns dies hier ersparen zu dürfen) als den maßgebenden, auf dem besten Wege befindlichen Schriftsteller der Zeit hinzustellen. W. Bölsche ist ein zu gebildeter Mann, um nicht zu wissen, daß der Aberglaube, die „naturwissenschaftliche Bildung“ werde an sich große Dichter und Dichterwerke hervorbringen, ungefähr auf gleicher Linie mit dem Aberglauben unsrer gelehrten Schlesier des siebzehnten Jahrhunderts steht, die von einem, der „in der griechischen und lateinischen Sprache wohl durchtrieben“ war, erstaunliche poetische Leistungen erwarteten. Der Verfasser der „Prolegomena“ gesteht zu, daß seine „Prämissen,“ von denen gleich noch zu sprechen sein wird, nicht die Naturgeschichte des poetischen Genius selbst umschließen. „Geniale Anlage muß der Mensch besitzen, um überhaupt als Dichter auftreten zu können, und zwar eine ganz bestimmte Form genialer Anlage, die sich von der für andre Geistesgebiete individuell unterscheidet.“ Diese Anlage, die spezifisch dichterische Begabung vorausgesetzt, die, Herr Bölsche und hunderttausend Naturalisten mögen sagen, was sie wollen, mit der schöpferischen Phantasie und der erhöhten Teilnahme an den Erscheinungen, an der Fülle des Lebens zusammenfällt, ist es nun die wohl erwogene Meinung des Verfassers, daß die Poesie vom Schatz sicherer Erkenntnisse über Menschen und Naturerscheinungen, den die neueste Naturwissenschaft darbiete, sich das Beste aneignen und frühere irrige Grundanschauungen fahren lassen müsse. Es kann, nach Herrn Bölsche, nicht mehr ungerügt hingehen, wenn die Poesie eine Psychologie bei den lebendigen Figuren ihrer Erzeugnisse verwertet, die durch die Fortschritte der modernen wissenschaftlichen Psychologie entschieden als falsch dargethan sei. Er erhebt die Forderung, daß alle ernste Poesie, die mehr als Fabulirkunst für Kinder sein wolle, sich fortan auf Grund des psychologischen Experiments erheben müsse, daß sie hinter sich werfen müsse die alte Idee der Willensfreiheit, des willkürlichen Handelns und Denkens (als ob die echte Poesie, die immer aus dem Leben geschöpft hat, je irgendwie und irgendwann dem Begriffe der Gesetzmäßigkeit alles Lebens, aller Handlungen und psychischen Vorgänge widersprochen hätte), abrechnen müsse mit dem Phantom der persönlichen Unsterblichkeit (während Herr Bölsche ein paar Seiten weiter bereitwillig einräumt, daß hinter der physischen Welt eine andre, wenn auch unbekannte, stehe, von welcher der scharfsinnigste Naturforscher so viel wisse wie ein Bergmann oder Köhler), sich entwinden müsse dem sentimental, nervös überspannten Liebesbegriff, der alles Normale, Natürliche, Gesetzmäßige aufhebe, sich hingeben müsse an das „realistische Ideal,“ welches die seitherige historische Dichtung nur als berechnigte Pionierarbeit ansehen könne. „Größer und glänzender als sie,

folgt ihr freilich jetzt die Aufgabe, das Geschichtliche nicht darzustellen in künstlich belebten Bildern des Vergangenen, sondern in seiner lebendigen Betätigung mitten unter uns, in seinen fortschwirrenden Fäden, in seiner Macht über die Gegenwart."

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum,
Denn

das ist keine Poesie oder vielmehr nur ein Bruchteil derselben, die sämtlichen Darlegungen des Verfassers beruhen auf einer großen Überschätzung des Gewinnes, den die moderne Spezialwissenschaft der Lebendigen, das Leben notwendig in seiner Ganzheit erfassenden Poesie bringen kann, sie beruhen auf einer Kritik der Literatur vergangener Jahrtausende, die schlechterdings unberechtigt ist, sie beruhen auf einem völligen Ignoriren der Thatsache, daß der darstellende Dichter und jeder Künstler überhaupt es ebenso mit der Erscheinung als mit dem Wesen der Dinge zu thun hat, daß er also, welche wissenschaftlichen Erkenntnisse oder Thatsachen der Erscheinung auch zu Grunde liegen mögen, in seiner Wiedergabe der Erscheinung gebunden ist und sich all der veralteten unwissenschaftlichen Bilder und Redensarten zu bedienen hat, welche Homer, Sophokles, Shakespeare, Cervantes und Goethe eben auch anwenden mußten. Die moderne Wissenschaft weiß uns sehr viel von der Sonne zu sagen, und für sie schirrt allerdings Helios die Kofse nicht mehr an. Aber die Sonne steigt für Millionen Augen noch immer im Osten empor und sinkt im Westen ins Meer, und ihre Wirkungen auf Thun und Laffen, Lust und Unlust des einzelnen Menschen sind die gleichen wie in Homers Zeiten, auch wenn der moderne Dichter noch so gut über Sonnenferne, Sonnendurchmesser, Sonnenfleck und Protuberanzen unterrichtet wäre. Der Mond wird durch die sämtlichen Forschungen Schröders und Mädlers, ja selbst durch das leidenschaftlichste Interesse eines modernen Dichters für Mondgebirge und Mondkrater in seiner Erscheinung nicht verändert, sein Licht füllt noch immer Busch und Thal, und die Stille einer schönen Mondnacht wird fortfahren, hier und dort eine Seele ganz zu füllen. Die Beispiele ließen sich vertausendfachen, und der Verfasser der „Prolegomena“ würde es sicher mit uns für eine Albernheit erklären, wenn irgend ein Dichter den Versuch machen wollte, die mittelst Fernröhren, Spektralanalysen und astronomischen Berechnungen gewonnenen Ergebnisse in die poetisch unerläßliche Wiedergabe von Naturbildern und aus der Natur empfangener Stimmungen zu verweben. Für den rechten Dichter giebt es in diesem Betracht kaum Unterschiede zwischen alt und neu, die Linden rauschen über Turgenjews düster sinnenden modernen Menschen noch ebenso wie über Meister Gottfrieds Tristan und Isolde.

Aber — sagt unser naturalistischer oder, wie er will, naturwissenschaftlicher Realist — die Menschen haben sich geändert, der Mensch ist ein anderer ge-

worden, jedenfalls hat die moderne Wissenschaft Dinge ergründet, von denen Shakespeare und Goethe vielleicht etwas geahnt, sicher nichts „gewußt“ haben. Der Verfasser folgert daraus fröhlich, daß die Wissenschaft vorangegangen, die Literatur zurückgeblieben sei. Obgleich er weiß, daß das poetische Talent von der wissenschaftlichen Begabung so charakteristisch verschieden ist, daß, wenn sich beide Anlagen in ein und derselben Menschennatur vorfinden, die geistige Arbeit beider eine so getrennte sein muß, als die Ergebnisse verschiedene sind, obgleich er zugestehet, daß in all den Dingen, welche dem Dichter nützen können, die moderne Naturwissenschaft der Dichtung noch herzlich wenig geboten hat, obgleich er wissen mußte, daß beinahe jedes Drama und jeder Roman wirklich gestaltungskräftiger Dichtung, nach den strengsten Forderungen seiner naturwissenschaftlichen realistischen Ästhetik durchkorrigirt, nur gewisse einzelne Züge, einzelne Sätze verlieren könnte, obgleich er nicht verschweigt, daß die wissenschaftliche Psychologie und Physiologie durch Gründe, die jedermann kennt, gezwungen sind, ihre Studien überwiegend am erkrankten Organismus zu machen, sich fast durchweg mit Psychiatrie und Pathologie decken und die psychiatrischen und pathologischen Gaben an die Dichtung selbst für Danaergeschenke erklärt, zieht er frischweg gegen das zu Felde, was er idealistische Poesie tauft und was in neun Fällen unter zehn lebendiger, natürlicher, gesetzmäßiger, also dem, womit die Poesie am meisten zu thun hat, entsprechender ist, als jene äußersten Krankheitsfälle, welche die Wissenschaft wohlweislich als äußerste Konsequenzen, als seltene, abnorme Erscheinungen betrachtet und bespricht und welche durch die neueste naturalistische Dichtung mit einemale zu Typen des Menschlichen gemacht werden sollen. Er selbst räumt ein, daß durch die Welt, die Natur wie ein roter Faden „der fortwirkende Gang zum Glück und zur Gesundheit“ hindurchgeht, „an allem Vorhandenen haftet“; mit dieser unbestrittenen Wahrheit aber ist die Poesie gerechtfertigt, welche diesem fortwirkenden Gange folgt und auf ihre uralten Gerechtfame, Menschenglück und -Leid unmittelbar nach lebendigen Eindrücken darzustellen, nicht verzichtet. Daß sie bei innerlich wahrhafter Darstellung, der lebendige Anschauung und lebendige Empfindung zu Grunde liegt, mit den wahren Erkenntnissen der Naturwissenschaft gar nicht in Widerspruch geraten kann, ist für uns ebenso gewiß, als daß sie, mit aller gebührenden Hochachtung vor den naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, tausend Dinge nicht brauchen kann, welche für die Wissenschaft sehr wichtig sind. Wenn der Verfasser der „Prolegomena“ sagt, daß Wasser für jeden vernünftigen Menschen „das Produkt zweier Elemente, des Wasserstoffs und des Sauerstoffs, bleibt,“ so hat er natürlich Recht. Aber er soll erst beweisen, welcher Unterschied sich für die dichterische Darstellung der Erquickung eines brennend Durstigen nach langer Wanderung daraus ergibt, daß an dem einen Quell ein verschmachtender Mensch trinkt, der nie eine Ahnung davon hatte, daß man das Wasser noch wieder in seine Elemente teilt, und am andern Quell ein verschmachtender junger

Doktor der Philosophie, der bei Dubois-Reymond in Berlin und bei Haackel in Jena gründlichst Naturwissenschaft studirt hat.

Denn, um gleich das letzte zu sagen, auch dieser formvolle und scheinbar besonnene Vorfechter einer realistischen Ästhetik bedient sich des alten Kunstgriffs, den Dichter zu treffen, indem man seinen Narren, den hohlen Dichterling, an seiner Statt dem Publikum vorführt. Wenn Herr Bölsche ausruft: „Eine echte realistische Dichtung ist kein leichter Scherz, 's ist eine harte Arbeit. Einen Menschen bauen, der naturgeschichtlich echt ausschaut und doch sich so zum Typischen, zum Allgemeinen, zum Idealen erhebt, daß er imstande ist, uns zu interessieren aus mehr als einem Gesichtspunkte, das ist zugleich das Höchste und das Schwerste, was der Genius schaffen kann,“ wer wird ihm widersprechen wollen? Die echte Dichtung, die wahre Menschenschöpfung, das literarische Kunstwerk waren nie ein Scherz, der wahre Dichter, nicht bloß der große, sondern jeder wirkliche, der wahren dramatischen oder epischen Darstellung fähige Dichter hat den Ernst der Arbeit erfahren. Was Herr Bölsche „die ungeheure Masse der kleinen Dichter“ nennt, ist der Hauptsache nach die Masse der Dilettanten, der bloßen Nachstammler vorgestammelter Phrasen, der überlieferten Wiederholung abgestandener Redensarten. Was geht das die Literatur im höheren Sinne an? Und glaubt unser Realist wirklich, die Herren würden verschwinden, wenn die Poesie in seinem Sinne umgestaltet wäre? So viel sich jetzt übersehen läßt, würde an die Stelle einer blöden, verhältnismäßig aber harmlosen Wiederkäuung für poetisch geltender Situationen und Phrasen eine blöde und unter Umständen gefährliche Wiederholung für realistisch geltender häßlicher Situationen und halbverstandener Kraftworte aus dem anatomisch-physiologischen Vexikon treten.

Wie dem auch sei: wir protestiren aufs schärfste wider Gegenüberstellungen wie die folgende: „Der stillvergnügte Poet, der im einsamen Kämmerlein von Sinnen und Minnen träumt, hat für gewöhnlich nur sehr problematische Kenntnisse davon, welcher Riesenarbeit sich der dichtende Genius unterzieht, der im treibenden Banne seiner Gedanken bis zum Unschönsten, was die Welt im gebräuchlichen Sinne hat, dem Krankensaale, vordringt.“ Der also verherrlichte naturalistische Poet steht in Wahrheit nicht dem harmlos pfeifenden Minnelyriker gegenüber, sondern dem lebendigen, schaffenden Dichter, der aber die Freude am jungen Leben, den „Trieb nach Glück, Frieden, Wohlfsein, harmonischem Ausleben des Zuerkannten“ noch nicht verachten gelernt hat, weil er nicht roh sensationell ist. Mit dem Wahrheitsdrange des Dichters, der tief ins Leben eindringen, aus dem Leben herauschaffen will, hat die rohe Effektlust, welche die Gier nach dem um jeden Preis Neuen, und dabei doch nur scheinbar Neuen, befriedigen will, nichts, gar nichts zu schaffen. Wir protestiren ferner gegen die falschen Konsequenzen, die der Herr Verfasser der „Prolegomena“ aus an sich richtigen Prämissen zieht. Wenn er dem Publikum erzählt, daß die Dichter den Begriff

der Liebe durch Hyperfemimentalität, künstliche Gefühle, moralische Unnatur in Grund und Boden hinein verfälscht hätten, wenn er andeutet, daß es in der Poesie üblich sei, lauter Jammer und Träume darzustellen, die ersten Regungen des Wohlgefallens an einer schönen Erscheinung, die individuelle Sympathie (ohne die es im Leben nicht abgeht und also wohl auch in der Dichtung der Zukunft nicht abgehen wird) zu vergöttlichen, die bräutliche und eheliche Liebe als „gemein“ darzustellen, wenn er versichert, daß „nur die strenge Beobachtung der Gesetze und Erscheinungen des Körperlichen in seinen verschiedenen Phasen“ zu neuen Zielen führen könne, so hören wir wohl die Botschaft, allein uns fehlt der Glaube. Wo ist die echte Poesie, die vergift, daß die Spitze von Amors Pfeil mit Verlangen gesalbt ist, wo sind die deutschen gestaltenden Dichter, die zu allen Sorten abnormer Liebe erziehen? Was hat unsre große, ernste, lebendige, lebenswarme Literatur im höhern Sinne mit Gouvernantenromanen, in denen sich die Liebespaare nur heiraten, um mit einander und einigen guten Freunden Thee zu trinken, mit Backfischlyrik oder mit den Fragen impotenter Anbetungslust zu schaffen? Wer will uns anderseits aufreden, daß das gemeinsame Leben von Mann und Weib in dem Zeugungsakte erschöpft sei? Die „Begleitphänomene“ gesteht Herr Bölsche zu, auf die eben kommt es an, die entscheiden für den Dichter, womit und mit wem er zu thun hat. Herr Bölsche nimmt die großen Dichter unsers Volkes aus und beschuldigt nur die „Kleinen,“ das „nervöse Hungergefühl“ über die gesunde Befriedigung des Appetits gesetzt zu haben. Wir wissen nicht, ob er je das leuchtend schöne letzte Gespräch zwischen der blonden Lisbeth und der Baronin Clelia in Immermanns „Münchhausen,“ ob er eine Reihe der köstlichsten Novellen von Gottfried Keller oder Theodor Storm gelesen hat. Wir dächten aber, für jede gesunde Empfindung wäre es klar genug, daß diese „Kleinen“ die Liebe in keiner Weise gefälscht und leidlich Bescheid von ihr gewußt haben.

Auch hier wirft der realistische Ästhetiker die Begriffe wunderlich durcheinander. „Der vermessene Ausspruch muß mit Macht widerlegt werden, das Gewöhnliche, jene Liebe, die der einfache Spießbürger auch erlebt, wenn er gesund ist, sei zu gering für den edeln Schwung der Poesie,“ lesen wir bei Bölsche. Wenn er gesund ist. Gesund in dichterischem Sinne ist nur ein Mensch, der einer starken, warmen, treuen, wahrhaften Neigung fähig ist. Ist er dies, so giebt es keinen wesentlichen Unterschied zwischen Herrn und Knecht. Der Spießbürger, von dem sich der Poet abkehrt, mit allem Recht abkehrt, kann die gesunde, normale Liebe eben nicht erleben. Ohne das freudige Gefühl der Sympathie, ohne die Regungen des Gemütes, ohne „Begleitphänomene“ heiratet er die Häßliche, die Unliebenswürdige, die Keifige und die Essigsaure, weil sie zehntausend Thaler oder einen Seifenstaderladen besitzt. Wenn es Hyperfemimentalität ist, dergleichen nicht als das Gesunde und Gesetzmäßige anzusehen, so hoffen wir, die deutsche Literatur behält diese Sentimentalität. Am die Streit-

frage an einem Beispiel zu verdeutlichen, sei an Hermann und Dorothea erinnert. Hermann ist kein Spießbürger, weil er die Neigung zu Dorothea zu fassen, zu behaupten, zum glücklichen Ende zu führen weiß. Er wäre in unsern Augen nicht ein einfacher, sondern ein kläglicher Spießbürger, wenn er sich ohne den leisesten Zug der eignen Natur die zweite Kaufmannstochter aufreden ließe.

Doch genug von alledem, die „Prolegomena“ haben uns eben wieder gezeigt, daß die realistische und die spezifisch naturalistische Anschauung von und in der Literatur sich zunächst noch nicht begegnen können, selbst wo es einem Vermittler so ernst um die Versöhnung ist, wie Herrn W. Bölsche nach seiner Versicherung.



Noch einmal die Tonleiter.



eine Laiengedanken darüber in Nr. 22 d. Bl. sind in Nr. 26 zweier Erwiderungen von Fachmusikern gewürdigt worden. Ich fühle mich als Laie damit geehrt und habe daran gelernt. Eine dritte Erwiderung ist leider ihres gar nicht musikalischen Tones halber nicht zum Druck gekommen, ich weiß davon auch nur, daß da von „Sonntagstonleiter“ die Rede gewesen, also dabei das Spottregister gezogen worden ist, und möchte schon wissen, wie die musikalisch-harmonischen Dinge in der Spottregion geklungen haben mögen.

Was ich an den beiden gedruckten Erwiderungen für mich gelernt habe, hat vielleicht auch allgemeinen Wert, sodaß ich es wohl kurz vorbringen darf, zugleich als Ausdruck meines Dankes. Einmal bin ich erstaunt zu sehen, wie die Kleinigkeit, als die ich sie bei mir immer behandelt habe, bei allem beiläufigen Ärger darüber, doch eine weiter tragende Bedeutung hat, als ich wußte, und wie sie noch andre musikalische Grundfragen anregt, als ich Laie gesehen hatte. Ich hatte alles Gewicht auf den Rhythmus gelegt, und daraus die musikalische Unmöglichkeit der gewöhnlichen überlieferten einfachen Tonleiter abgeleitet, nein, bewiesen, glaub ich, und muß leider dabei bleiben. Aber die harmonische Seite der Frage, welche in der ersten Erwiderung so gründlich und geistvoll in den Vordergrund gezogen wird, ist mir als Ergänzung meiner privaten Gedanken hochwillkommen, zumal das längst in mir arbeitenden Ahnungen zur Klarheit verhilft, wofür ich herzlich dankbar bin.

Ich habe daran nun klar gelernt, daß zu dem Tonraume, der für das natürlichste Tongebilde, die einfache Melodie, gegeben ist als Geburts- und